

Verlag Bibliothek der Provinz

Gerhard Weissensteiner

Mein kurzes hartes Leben als Holzknecht

Eine Rekonstruktion

Gerhard Weissensteiner
MEIN KURZES HARTES
LEBEN ALS HOLZKNECHT

herausgegeben von Richard Pils
lektoriert von Dr. Erika Sieder

ISBN 978-3-99126-135-3
© *Verlag* Bibliothek der Provinz
A-3970 Weitra, +43 28 56 / 3794
www.bibliothekderprovinz.at

Titelbild: Holzknecht Franz Weissensteiner im August 1950
in der „Hochkogelhütte“ im heutigen Nationalpark Kalkalpen.
Dort hatte ich von Montag bis Freitag mit meiner „Pass“
Unterkunft für die tägliche Arbeit im Wald.

Ich widme dieses Buch meiner Maria.

*In der kurzen Zeit, in der wir beisammen sein durften,
trug sie einzigartig dazu bei, mir schöne Stunden zu bereiten.
Sie tolerierte alle meine Fehler, auch wenn es für sie mitunter
nicht immer leicht gewesen sein mag.*

Auch teilte sie alles mit mir.

Sie war einfach immer für mich da.

Sie ist täglich mit mir durch Dick und Dünn gegangen.

Bei allen meinen Entscheidungen stand sie hinter mir.

*Das Wichtigste in meinem kurzen Leben war jedoch, dass sie
mir eine großartige Familie geschenkt hat.*

*Auch als mir bewusst war, dass ich vorzeitig und viel zu früh
die Erde verlassen muss, wusste ich,*

dass sich unsere Kinder um sie kümmern werden.

*Ich wusste sie versorgt und so fiel es mir nicht ganz so schwer,
den Willen unseres Herrgotts zu erfüllen.*

*Ich danke ihr für die gemeinsame schöne Zeit,
die sie mir geschenkt hat.*

*Nur durch sie war es möglich, auch unter den schwierigen
Bedingungen, die in Brunnbach sowohl bei der Arbeit,
als auch bei der Versorgung einer Familie vorherrschten,
zu bewältigen. Sie sorgte mit ihrer fürsorglichen, weitsichtigen,
sorgfältigen und umsichtigen Art täglich dafür,
dass es unserer Familie immer gut ging.*

*Weiters widme ich dieses Buch meinen Holzknechtkollegen,
an deren Seite ich arbeiten durfte, und danke ihnen für die
schönen Stunden, die wir gemeinsam im Wald und in den
Holzknechthütten verbrachten. Nur das tägliche „Gemeinsam“
und das „Zusammenhalten“ waren ausschlaggebend,
dass wir unsere schwere Arbeit meistern konnten.*

VORWORT

Mein kurzes hartes Leben rekonstruiert und erzählt von Gerhard, meinem Sohn. Ich kann es ja nicht mehr, da ich 1983 mit 54 Jahren gestorben bin.

Ich war
Knecht,
Senner,
Familienvater,
Ehemann,
Juchitzer,
Mundharmonikaspieler,
Gemeinderat,
Obmann eines Sparvereines,
gesellig,
ein gerader „Michl“,
Hochzeitlader,
oft lustig,
aber auch oft traurig,
sehr oft zornig,
mitunter auch fluchend,
immer gerecht,
immer für meine Frau und Kinder da,
starker Raucher,
Freund,
leidenschaftlicher Motorradfahrer,
krank,
fast immer ein „Roter“
am Ende noch ein paar Jahre „Blauer“,
gerne „Schnapser“,
leutselig,
aber für mein kurzes Leben prägend und voll Freude in erster Linie

HOLZKNECHT

Auch wenn das die größte Schinderei in meinem Leben war. Es hat mir aber nichts ausgemacht. Ich war jung und so voller Kraft, dass ich die Bäume nicht nur umschneiden sondern sprichwörtlich hätte auch ausreißen können.

Ob dieses Rackern oder mein starkes Rauchen zu meiner Krankheit geführt hat, weiß ich nicht. Es wird aber sicherlich dazu beigetragen haben.

Schön war es doch und mein Lebensbuch wurde halt schon mit 54 Jahren zugeschlagen. Wer weiß, was mir dadurch alles erspart geblieben ist.

Ich bin mit meiner aufrechten Art aber nicht immer bei jedem gut angekommen.

Meine Handschlagqualität hat mir jedoch geholfen, dass ich jeden Tag mit ruhigem Gewissen in den Spiegel schauen konnte.

Ich hatte große Freude an der Musik und hatte deshalb immer einen „Fotzhobel“ (Mundharmonika) in der Tasche.

Ich versuchte mich immer in die Gesellschaft einzubringen.

Brunnbach ist ein Seitental von Großraming und bot damals einigen hunderten Holzknecchten mit ihren Familien eine Bleibe mit Arbeit und Heimat. Dort war auch für mein kurzes Leben das Zentrum meines irdischen Daseins.

Hier ging ich zur Schule, lernte Maria kennen und gründete mit ihr unsere Familie, aus der zwei Töchter und ein Sohn entwachsen. Ich war ab dem neunzehnten Lebensjahr bei den Bundesforsten beschäftigt und verdiente als Holzkneccht auf diese Art und Weise unser tägliches Brot.

Ab 1961 war ich auch im Gemeinderat Großraming in verschiedenen Ausschüssen tätig. Das machte mir solange große Freude, bis ich feststellen musste, dass die „Freunderlwirtschaft“ auch dort einzog. Die Streiterei zwischen den einzelnen Parteien war auch da plötzlich an der Tagesordnung. Das war für mich unerträglich und für mein gerades Rückgrat einfach nicht auszuhalten.

Und so beschloss ich, im Jahr 1967 mein „Gemeinderatsdabeisein“ zu beenden. Ich war als einfacher Holzkneccht „Erzroter“, hatte aber auch mit den Bauern, den sogenannten „Schwarzen“ immer ein gutes Verhältnis. Ich konnte gemeinsam mit den anderen Gemeinderäten die Geschicke einer funktionierenden Gemeinde mitlenken. Alle Bewohner von Großraming, egal welcher Partei sie auch angehörten, profitierten von unseren Beschlüssen.

Das ging aber nur solange gut, bis es auch in der Bundesregierung zwischen den regierenden Parteien immer öfter zu vorprogrammierten Zerwürfnissen kam.

Leider setzte sich dieses „Ich bin ich“ auch bis in unsere Gemeinde durch.

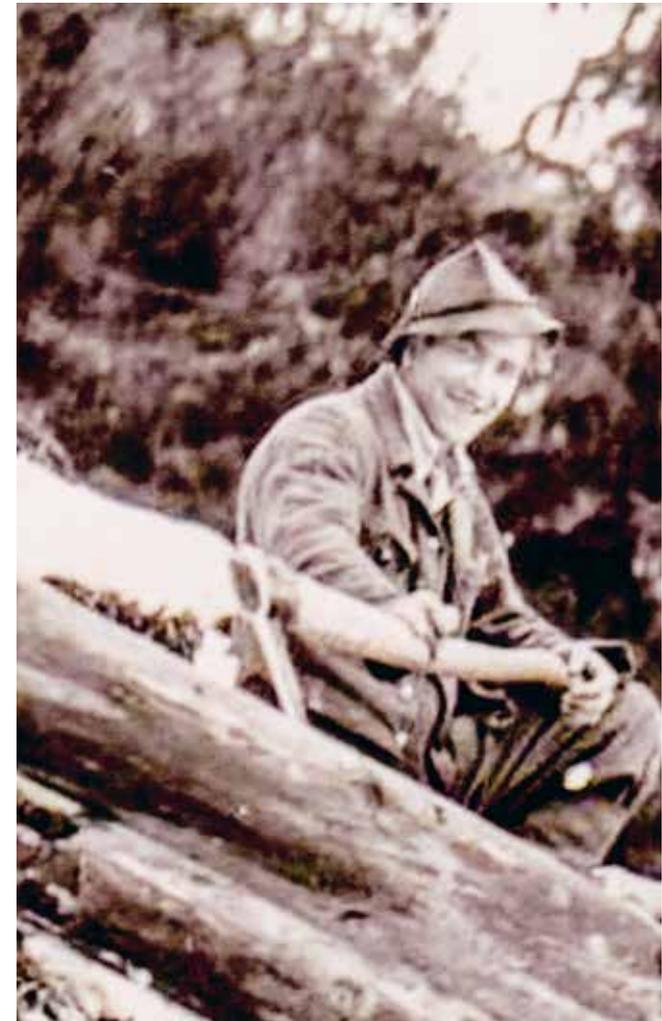
Und plötzlich mochte ich nicht mehr. Und das kam so: „Hatten die Vertreter der ÖVP oder die SPÖ eine gute Idee, war die andere Partei nur aus dem Grund, weil diese Idee nicht von ihr stammte, gleich einmal dagegen. Und so kam es immer öfter vor, dass, obwohl die angedachten Entscheidungen gut gewesen wären, diese einfach aus Neid und Missgunst nicht zustande kamen. Ab diesem Zeitpunkt warf ich meine „erzrote Gesinnung“ über Bord und gab meine Stimme trotzig und voller Frust ab nun der FPÖ. Wenn ich heute aus der Ferne in das jetzige Parlament hineinblicke kommt mir das Grausen. Eine Parlamentsdebatte ist einfach nicht auszuhalten. Das Benehmen im „Häfen“ unter den Häftlingen ist mit Sicherheit besser als zwischen den Parlamentariern, obwohl sich diese oft mit allen Mitteln und voller Kraft bemühen, auch vorbestraft zu sein. Wie sollen diese „Volksvertreter“, die großteils nur auf sich selber schauen, für die arbeitende Masse, etwas Gutes erreichen. Minderheiten bestätigen aber auch hier die Ausnahme von dieser Regel.

Und trotzdem ist es für mich schön, dass noch sehr viele Leute sagen: „Mit dem Franz war es immer eine Gaudi. Er war immer gerecht. Ich riss auch das eine oder andere mal mein Maul für andere auf, wo es diplomatischer gewesen wäre, wenn ich in dieser Situation geschwiegen hätte.“ Und doch bin ich froh, dass ich genau so und nicht anders gehandelt habe.

Ich übertrage die Aufgabe aus meinem Leben zu erzählen meinem Sohn, der versuchen wird, für Sie wieder ein lesenswertes, lustiges, aufregendes, trauriges und mitreißendes Buch zu schreiben.

Ich hoffe, dass ich euch allen lange nach meinem Tod auf diese Art und Weise noch ein bisschen Freude bereiten darf.

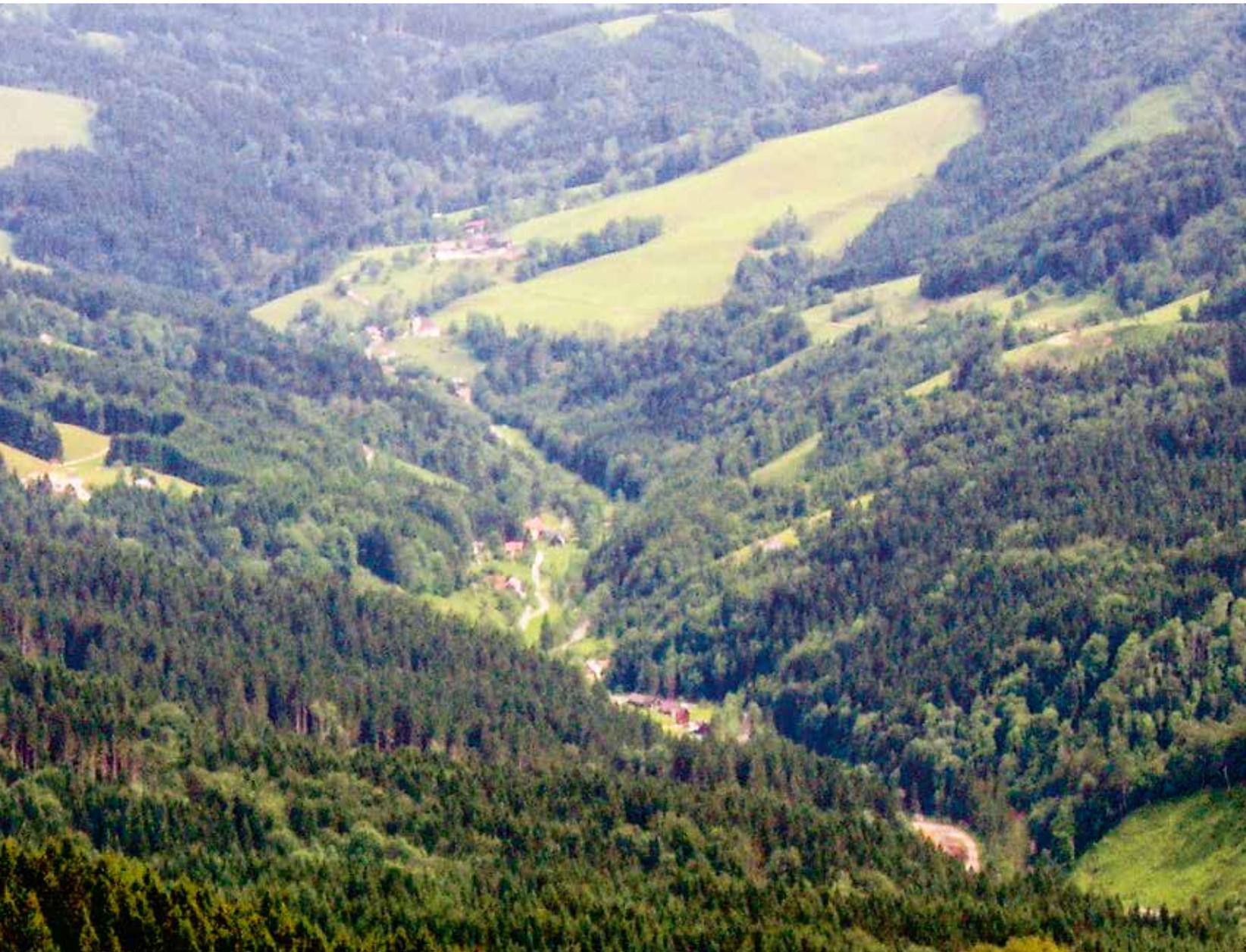
Sollte ich noch einmal auf die Welt kommen, werde ich wieder Holzknecht.



Im Jänner 1952 am Hochkogel



*Wenn ich es mir aussuchen kann, dann wieder mit meiner Familie,
mit meinen Freunden, mit den Nachbarn und den Arbeitskollegen
in meinem geliebten Brunnbach.*



Inhalt

	Vorwort / Holzknecht	7
1. Kapitel	Meine Geburt	15
2. Kapitel	Schule	17
3. Kapitel	Senner auf der <i>Menauer-Alm</i>	22
4. Kapitel	Der Zweite Weltkrieg	29
5. Kapitel	Maria	41
6. Kapitel	Unser gemeinsames Zuhause	49
7. Kapitel	Holzknecht	61
8. Kapitel	Meine karge Freizeit	84
9. Kapitel	Arthur – Mein Freund	107
10. Kapitel	Gemeinderat	114
11. Kapitel	Hochzeitlader	117
12. Kapitel	Gerhard	121
13. Kapitel	Motorradfahrer	131
14. Kapitel	Unsere Kinder	138
	Schlusswort	142
	Gegenden	146



*Maria 1949 bei einer unserer unzähligen Wanderungen,
kurz nachdem ich sie lieben lernte.*

5. Kapitel

MARIA

Kennengelernt habe ich sie ja schon zu meiner Schulzeit in der Brunnbachschule. Aber da hatte ich noch keine Zeit für sie. Ich hatte da ja nur „Flausen“ im Kopf. Musste den Herrn Dechant und meinen Lehrer ärgern und gegen Ende meiner Schulzeit interessierte mich nur meine *Menau*. Kein Wunder, dass ich da noch keine Zeit für sie gehabt habe. Wird ihr aber wahrscheinlich egal gewesen sein. Der Schönste war ich bis dahin ja auch noch nicht. Geändert hat sich das im Mai 1948 als ich mich als Neunzehnjähriger bei den Bundesforsten bewarb und mich in Brunnbach sesshaft machte.



Im Jahr 1948 in Brunnbach mit meiner Mama vor meiner ersten Bleibe

Da ist sie mir, die Maria, wieder über den Weg gelaufen und ich habe mich in sie verliebt. Bereits am 22. Februar 1949 haben wir uns verlobt. Ich weiß dieses Datum aus diesem Grund so genau, weil in meinem kargen Nachlass auch unsere Verlobungsringe und die Schatulle wieder gefunden wurden.



Im Deckel der Schatulle habe ich seinerzeit das Datum festgehalten.

Und nun begann für mich eine unsagbar schöne Zeit. Nur zwei Jahre später am 26. August 1950 haben wir geheiratet. Bis zu unserer Hochzeit verbrachte ich schöne Stunden in ihrem Elternhaus in der *Kogler Alm*. Ich wurde von ihren Eltern, dem Josef und der Agnes Aschauer, als künftiger Schwiegersohn von Beginn an voll akzeptiert, und es ist für mich schön, dass ich ihnen im Alter, ein bisschen Fürsorge zurückgeben konnte. Sie wurden von mir und meinen Kindern immer nur Muata und Våta genannt. Und das war ihnen recht so. Mein Schwiegervater Josef starb 1965, meine Schwiegermutter, die Muata, überlebte mich um vier Jahre.

Ich fühlte mich bei meinen Schwiegereltern auf der *Kogler Alm* immer wohl. Neben Maria waren auch noch ihre fünf Schwestern da. Sie waren alle jünger als sie. Die Muata hat mich bei meinen Besuchen, obwohl sie für ihre große Familie gerade mal genug zu essen hatte, immer mit einer kleinen Jause verwöhnt. Etwas gab es immer und wenn es nur eine Eierspeis mit einem Stück Brot war.

Wollte ich jedoch mit Maria allein sein, spazierten wir halt auf irgendeinem Wegerl in den Wald. Doch das „Alleinsein“ war nie ungestört. Glaubten doch die beiden jüngsten Töchter, die Hermi und die Christl, uns auf jeden Schritt und Tritt begleiten zu müssen. Gerade so als ob wir beide uns im Wald alleine gefürchtet hätten. Innerlich habe ich die beiden da schon ein bisschen leise verflucht. Dabei hatten wir nur das eine vor. Uns unsere junge Liebe zueinander zu zeigen. Maria begleitete mich beim Nachhauseweg immer noch bis zur „Rast“. Die „Rast“ war ein Bankerl am Waldesrand unterhalb des Heustadels etwa in der Mitte des Weges zur *Kogler Alm*. Dort saßen wir dann immer noch alleine, bevor ich glücklich nach Hause lief. Ich wusste, das sie für mich die Richtige ist. Schon bald war für uns beide klar und es stand fest: „Wir gehören zusammen“. Ab nun schmiedeten wir nur noch Pläne für unsere gemeinsame Zukunft.

Wenn 's finster war, ging ich natürlich mit ihrem Einverständnis noch zu ihr fensterln. Der Våta stand zu dieser Zeit immer bei der vorderen

Haustür und tat so, als ob er auf seine Tochter aufpassen würde. Ich bin mir sicher, dass er genau wusste, dass ich gleichzeitig auf der Rückseite des Hauses mit einer langen Leiter in die Kammer von Maria einstieg. Es war für uns beide so wichtig, dass wir wegen dem vorehelichen „Gerne haben“ nicht einmal auf die Idee gekommen wären, deswegen beichten zu gehen.

Nachdem wir mit dem Oberförster wegen einer geeigneten Wohnung für uns beide nachgefragt hatten, kamen wir zu dem Entschluss, vorerst neben meiner Mutter, die ja bereits in der ehemaligen Filiale des Kaufhauses Palnstorfer, ihre Unterkunft hatte, einzuziehen. Wir räumten noch eine zusätzliche Abstellkammer leer, stellten ein großes Bett und einen Kleiderkasten hinein und waren glücklich.

Und so begann unser viel zu kurzes, gemeinsames aufregendes Leben.

Jeden Tag, an dem wir beisammen waren, richtete sich Maria ihre Haare zu einer „Gretelfrisur“. Das war sehr aufwendig und brauchte viel Zeit. Musste doch dazu erst ein Zopf geflochten und dieser dann am Kopf rundum mit Nadeln befestigt werden. Die Gretelfrisur musste ja den ganzen Tag auch bei schwerer Arbeit am Kopf bleiben. Wäre mir ab und zu schon lieber gewesen, wenn sie diese Zeit noch bei mir im Bett verträdelte hätte.

Die freien Wochenenden verbrachten wir mit unseren Freunden. Wir gingen beinahe jedes Wochenende wandern und genossen einfach unsere Liebe, bevor uns am Montag der Alltag wieder einholte.

Von 1948 bis 1960 ging Maria regelmäßig bei den Bundesforsten zur Arbeit. Bei uns wurde ja auch jeder zusätzliche Kreuzer gebraucht. Ihre Aufgabe war die Mithilfe in den Pflanzgärten. Sie musste mit den anderen „Pflanzschulweibern“ dafür sorgen, dass die Fichtensamen nach dem Aussähen und Pikieren zu einem kleinen Fichtenbaum heranwachsen. Im Frühjahr wurde dann, wenn auch der letzte Schnee von den Kahlschlägen im Wald weggegangen war und die Erde nicht mehr steinhart gefroren war, „goitaviert“. Eine schier unendliche Schinderei. Das heißt nichts anderes, als dass die kleinen Pflänzchen in die Erde gebracht werden mussten. Dafür schlugen die Frauen mit der Kulturhaue ein Loch in den Boden und setzten den kleinen Fichtenbaum dort hinein. Jetzt hatte er Zeit zu wachsen. Jedoch im Sommer stand bereits die nächste Aufgabe bevor. Jetzt musste jedes heranwachsende Bäumchen ausgesichelt werden. Mit der Sichel wurde dann das Gras aber auch die Brennnesseln rund um den kleinen Baum weggeschnitten. Doch mit dem Plagen war noch lange nicht Schluss. Damit die kleinen Bäume nicht vom Wild verbissen wurden, wurden sie bei oft widrigsten Witterungsbedingungen mit einer stinkenden Paste bestrichen. Das war dann das sogenannte „Pflanzenschmier“.



Die Pflanzschulweiber mitten im Schlag vor dem „Pflanzenschmierer“

Heute noch sagt Maria: „Wir wurden „zuweitig“ bis ins hinterste Hintergebirge in die steilsten Forstschläge geschickt. Von den Brombeerstauden zerkratzt, den Brennnesseln gepeinigt und von den Mücken und Gelsen zerstoichen, kamen wir dann am Abend hundemüde nach Hause. Geschadet hat es mir aber nicht, sonst wäre ich ja jetzt nicht 92 Jahre alt. Und über den kleinen Zuverdienst habe ich mich trotzdem immer jedes Monat gefreut“.

Maria versuchte nicht nur immer ihren angeborenen Hausverstand einzusetzen, sondern war auch immer schon sehr belesen. Damit sie mit ihrem Arbeitspensum (Arbeiten beim Forst, Mann – Kinder – Vieh – Kochen – Garten und alles rund ums Haus) nicht ins Schleudern geriet, stand sie mehrmals in der Woche bereits um vier Uhr früh auf und las in einem Roman und in der Zeitung. Zu dieser Zeit gab es einmal in der Woche die „Wochenschau“ mit dem Beiblatt „Dingi“. Das war eine Jugendlektüre mit Geschichten, die für unsere Kinder bestens geeignet waren. So wurden sie schon bald beim Lesen gefördert. Auch war in der Wochenschau ein Heimat- oder Liebesroman abgedruckt, der wöchentlich eine Fortsetzung brachte.

Die Zeitung und die Post brachten verlässlich jede Woche unser Briefträger Herr Ludwig Lirscher. Weithin bekannt nur als *Guck-Naz*. Der beste Juchitzer weit und breit. Dieser Briefträger ging in die Geschichte von Großraming ein.



Herr Ludwig Lirscher – Ein in Großraming unvergessenes Original

Maria nähte auch selber unsere Kleidung. Fast in allen Haushalten stand eine „Singer-Nähmaschine“. Die Schnitte fürs Gewand konnte sie den „Burda-Heften“ entnehmen. Pullover, Socken und Schals für die ganze Familie strickte oder häkelte sie selber.

Als unsere Kinder im schulfähigen Alter waren, musste sich Maria auch noch um deren Jause, ums Lernen und ums Hausaufgaben machen kümmern. Außerdem musste sie jeden Tag schauen, dass die Kinder ja nicht zu spät zum Schulbus kamen. Der *Griasbaum Lud* kannte da absolut kein Erbarmen. Wer nicht rechtzeitig da war, blieb zu Hause.

Jeden Tag musste nach dem Melken die Milch mit dem Separator herunter gedreht werden. Dabei trennt man die Milch in Rahm und Magermilch. Der Rahm wurde gesammelt und dann einmal in der Woche mit dem Butterfass daraus Butter gerührt. Aus Butter, die übrigblieb und nicht verwendet wurde, wurde Butterschmalz produziert. Da wurde die Butter in einer Pfanne erhitzt und zerlassen. Dabei bildete sich oben der sogenannte „Leiterfoam“, der von unseren Kindern auf eine Scheibe Brot geschmiert, als Köstlichkeit angesehen und genossen wurde. Auch in der *Kogler Alm* bei meinen Schwiegereltern war beim Butter machen der gleiche Arbeitsablauf nötig.

Die *Pointnerin* sagte einmal zur Muata: „Is' eh koa Wunda, dast koa Schmalz zaumbringst, waun deine Techta allewei den Rahm aufs Brot schmier'n“. Das war der Muata aber völlig wurscht. Viel wichtiger war ihr, dass keine ihrer Töchter wegen ein bisschen mehr Schmalz im irdenen Topf Hunger leiden musste.

Maria machte auch Marmelade aus verschiedenen Früchten. Sie war richtig stolz, wenn sie die vollen Zwetschken- und Ribislmarmeladegläser im Schlafzimmer auf den Kleiderkasten stellen und aufheben konnte. Deshalb im Schlafzimmer auf den Gewandkästen, weil sonst in der kleinen Wohnung dafür nirgendwo anders Platz gewesen wäre. Da kam es mitunter schon einmal vor, dass sich in den REX-Gläsern oben auf der Marmelade Schimmel angesetzt hatte. Das machte aber nichts. Dieser wurde ganz einfach mit einem Löffel entfernt. Heute weiß man, dass das nicht so ganz gesund ist. Bei uns ist deshalb aber nie jemand daran gestorben, und die Marmelade hat uns genauso gut geschmeckt.

Kaum war der Holunder reif, ging sie Holler brocken und ihre Hände schauten nach dem „äbredln“ aus, als hätte sie in einer blauen Suppe umgerührt. So gab es dann den Hollerröster, aber auch die Hollersoisse aus dem roten Holler, die bei Krankheit ein gutes Heilmittel war. Immer wenn bei uns irgendwer „toagig beinaund woar“, hat die Hollersoisse gute Dienste

geleistet und schnell wieder gesund gemacht. Auch machte sie aus Fichtenwipfeln den besten Hustensaft.

Ich weiß heute noch nicht, wie sich Maria auch noch dafür Zeit von ihrem ohnehin vollen Arbeitspensum abgezwickelt hat. Sie war schon sehr fleißig und heute bereue ich, dass ich sie dafür nie gelobt habe.

„Hol' i gaunz sicha nâch, wauns kimmt. Vasprocha“.

Es war für sie, aber auch für mich, eine Selbstverständlichkeit und gehörte zu unserem Zusammenleben ganz einfach dazu.

Aber sozusagen Weltmeisterin war sie im Zubereiten von Geselchtem und Speck. Für die Sur hatte sie ein eigenes Rezept das sie sich von ihrer Mutter und einigen anderen Bewohnern von Brunnbach abgeschaut und erfragt hatte. Immer wieder probierte sie etwas Neues. Irgendwer sagte ihr noch, dass unbedingt ein Löffel mit Staubzucker zur Sur dazugehört. Dies deshalb, damit der Speck schön weiß bleibt. Irgendwann passte es und die Rezeptur der Sur ist und bleibt ein Geheimnis unserer Familie. Jetzt muss man nur noch wissen, wie lange das Fleisch im Surfaß bleiben muss. Auch das ist wieder Gefühlssache und es kommt auch auf die Außentemperatur an. Aber mindestens vierzehn Tage sollen es schon sein. Das eigentliche Selchen dauert dann noch bis zu vierzehn Tage. Dabei ist es wichtig, dass die Selch nicht zu heiß wird und eher nur kalter Rauch zum Fleisch kommt. Da macht es eigentlich nichts aus, wenn die Selch an einem Tag einmal nicht beheizt wird und wieder abkühlen kann. Es gehört einfach kalt geselcht. Wennst einheizt wie ein Blöder und das Fleisch in drei Tagen fertig ist, daun wird's raukaln und es wird nix G'scheits. Nach und nach wird dann das Fleisch umgehängt, und die fertigen Stücke Speck zur Freude aller entnommen und aufbewahrt. Das Einfrieren des Specks mindert die Qualität in keiner Weise.

Unser Sohn Gerhard lebt die Tradition des Selchens weiter und produziert jetzt mit Evelyn, seiner Frau, einmal im Jahr nach der alten Rezeptur für seine Familie nach wie vor besten Speck. Auch mit einem Stückchen selber gemachten Speck kann er immer wieder zu Weihnachten bei seinen Freunden Danke sagen. Jeder freut sich über so ein Schmankerl. Es ist halt doch sehr viel Arbeit, bis diese Spezialität fertig ist. Aber das darf dir einfach nicht zu blöd sein.

Das war bei uns schon so und mein Motto: „Von nichts kommt nichts“, bewahrheitet sich auch da wieder. Maria hat ihr Leben lang geschuftet und heute sagt sie noch: „Nix is gaunga ohne ‚Zehn‘ und wauns nu so zehnt hât und gfluacht worn is, zan Schluss is imma wieda ois gaunga und ois is wieda recht woarn. Schon de Muata hat immer zu uns Menscha gsâgt, dass immer wieder alles guat werden wird.“



1950 im Rauchgraben



Unsere erste gemeinsame Wohnung war in diesem Haus.

Meine Schwiegereltern, die Muata und der Våta haben die Lebenseinstellung, die sie selber praktiziert und an den Tag legten, ihren Töchtern immer gepredigt und mitgegeben:

„Von Hoaz'n, Wedl'n und von Leit de dangan,
wer bin i, wer war i und wer kunnt i nu wern,
hålt's eich fern.“

Weil ich genauso dachte und es auch meinen Kindern ebenso weitergab, eckte ich schon sehr oft an. Ich konnte aber gerade deshalb auch sehr oft meinen starken Gerechtigkeitsinn zeigen.

Maria legte auch großen Wert darauf, dass der Kontakt zu ihren Großeltern im *Rauchgraben* nicht abbricht. Mehrmals im Jahr war ein Besuch im Elternhaus vom Våta, angesagt. Dieser Ausflug in das *Rauchgraben* war immer schön. Auf diesem Hof gab es immer neben den obligaten Kühen auch Pferde. Nach meiner Zeit als Senner auf der *Menauer Alm* hatte ich einen starken Bezug zu den Tieren, und da diese das auch fühlen konnten, musste ich vor ihnen nie Angst haben. Pferde hatte ich besonders gerne und ich konnte mit ihnen gut umgehen. Als Holzknecht musste ich im Winter 1952 am Hochkogel mit einem Pferd die Holzblöcke zum Holzlagerplatz ziehen lassen. Es war für mich schön, dass ich die Pferde im *Rauchgraben* bei unseren Besuchen immer mit einem Stück Brot verwöhnen durfte.

Maria hat heute noch Respekt vor Pferden. Meine Enkelin Stefanie hat die Liebe zu den Pferden von mir geerbt und mit ihrem Pferd große Freude. Gerhard hält sich nach seinen Stürzen vom Pferd, die ja leider nicht so glimpflich ausgegangen sind, von diesen Tieren lieber fern. Ist aber auch gescheiter, bevor noch mehr passiert. Es reicht eh das schon, was bis jetzt passiert ist.

6. Kapitel

UNSER GEMEINSAMES ZUHAUSE

Nachdem ich Maria im Jahr 1948 näher kennen und lieben gelernt habe, haben wir daraufhin bald beschlossen, dass wir zueinander gehören, eine Familie gründen und unser Leben bis zum Tod gemeinsam verbringen wollen. Dazu war es natürlich erforderlich, uns eine gemeinsame Wohnung zu organisieren. So schön es auch bei ihren Eltern und Schwestern in der *Kogler Alm* war, war es, wie schon gesagt, für mich trotzdem nicht lustig, dass mir immer, wenn ich mit Maria alleine sein wollte, eine oder zwei ihrer Schwestern auf Schritt und Tritt folgten und sozusagen der Maria an der Kittelfalte hingen. Die Christl und die Hermi waren zu diesem Zeitpunkt acht und neun Jahre alt und konnten daher ja auch noch nicht wissen, dass zum gegenseitigen Gerne haben auch noch etwas Anderes dazugehörte. Wir hatten zuallererst, bevor wir im „Neuhaus“ im Jahr 1954 eine eigene Wohnung bekamen, im Haus Brunnbach Nr. 44 in der Wohnung meiner Mutter unser erstes Heim.

Wir waren ja froh, ein eigenes Zimmer für uns zu haben, doch war es neben der Enge und der Platznot oft fast nicht zum Aushalten, da meine Mutter zu Maria immer rechthaberisch war. Maria hatte es in dieser Zeit sicherlich am schwersten. In dieser Wohnung gab es kein fließendes Wasser, keine Waschküche und keine Toilette. Das war uns aber egal. Das wichtigste Möbel war ja nun ohnehin nur die Bogarat (Bett).

Gerhard Weissensteiner

1955 geboren in Brunnbach als Sohn des Holzknechtes Franz Weissensteiner. Er erlebte die Kindheit in Brunnbach bis 1970 wie in einem Paradies.

1970 bis 1973 war er Kellnerlehrling im »Taborrestaurant« in Steyr. Bis 1978 arbeitete er in verschiedenen Hotels in Österreich und Deutschland als Kellner auf Saison.

Von 1978 bis 2006 war er Polizeibeamter in Steyr. 2006 musste er auf Grund einer schweren Erkrankung frühzeitig in Pension gehen.

Heute lebt Gerhard Weissensteiner mit seiner Frau in Schiedlberg im Bezirk Steyr-Land.

Wenn Ihnen mein Buch gefallen hat, freue ich mich über Ihre geschätzte Rückmeldung, ebenso über jede Anregung wie auch angebrachte Kritik. Denn nur so kann ich versuchen, es beim nächsten Buch besser zu machen.
gerhard.weissensteiner@gmx.at

Publikationen im *Verlag* Bibliothek der Provinz:

„Brunnbach – Erzählungen eines Holzknechtbuben“ (2013) schildert seine Lausbubenstreiche und sein Aufwachsen in Brunnbach.

„Meine lange Reise fernab des täglichen Lebens“ (2014) erzählt seinen bereits 26 Jahre andauernden Leidensweg mit vielen aufwendigen Operationen und dankt allen Ärzten, Pflegern und allen Personen, die dazu beigetragen haben, dass er wieder ein halbwegs lebenswertes Leben führen kann. Es beschreibt auch den Ablauf seiner Pensionierung aus eigener wie aus der Sicht seiner Arbeitgeber. Die humorvolle Schilderung seiner Erlebnisse mit den Bettnachbarn erleichtert die Lektüre.

„Brunnbach in alten und neuen Ansichten“ (2017) zeigt alle Häuser in Brunnbach, wie sie einmal waren und jetzt sind. Die Fotosammlung, dankenswerterweise, von seinem Onkel Arnold Neuhauser zur Verfügung gestellt wird ergänzt durch die Beschreibung des Lebensalltags der Holzknechte, sowie eine Dokumentation über den Bau der Brunnbachkirche.

Verlag Bibliothek der Provinz

für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien